

Zeitschrift: Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire
Herausgeber: [s.n.]
Band: 31 (2024)
Heft: 2: 30 Jahre traverse : un collectif au travail

Buchbesprechung: Besprechungen = Comptes rendus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Besprechungen

Comptes rendus

Sabine Braunschweig
**Arbeiten und Leben im Basler
Blindenheim**

Basel, Schwabe, 2023, 147 S., Fr. 32.–

Menschen mit Behinderungen sind in Übersichtsdarstellungen zur Schweizer Geschichte kaum präsent. Auch historische Forschungen zur Invalidenversicherung beschäftigen sich vor allem mit sozialpolitischen Zielvorstellungen und Umsetzungen, kaum aber mit den davon betroffenen Personen. Das Analoge gilt für die Psychiatriegeschichte, die traditionell auf Krankheits- und Therapiekonzepte fokussiert. Neue Wege haben in jüngster Zeit einige Projekte zur Geschichte von Gehörlosen und Menschen mit körperlichen Beeinträchtigungen im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms «Fürsorge und Zwang» (NFP 76) eingeschlagen. Noch kaum Beachtung gefunden haben dagegen die historischen Lebensrealitäten von Menschen mit Sehbehinderungen. Einen Beitrag zur Schliessung dieser Lücke stellt die Geschichte des Basler Blindenheims dar, die Sabine Braunschweig zum 125-Jahr-Jubiläum der Institution in Zusammenarbeit mit der heutigen Stiftung Blindenheim Basel verfasst hat.

Das Buch fällt auf. Denn bereits der Umschlag verweist auf die Vielfalt und Relativität visueller und taktiler Wahrnehmungsformen. Der Titel wird nämlich gleich in vier Varianten aufgeführt: in der kontrastreichen Schwarzschrift, einer je nach Lichteinfall schwer zu lesenden Silberschrift, in Prägeschrift sowie in Braille-Schrift. Die Publikation liegt zudem als gesprochenes Buch vor, sodass

auch Personen mit starker Sehbeeinträchtigung einen Zugang zum Inhalt haben. Barrierefreiheit und Teilhabe sind hier für einmal Programm.

Die Arbeit stützt sich auf einen disparaten Quellenbestand. Viele Akten des Blindenheims aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurden vor dem Neubau in den 1970er-Jahren entsorgt. Überliefert sind jedoch eine vollständige Serie der Jahresberichte und die Protokolle der Stiftung der letzten sechzig Jahre. Ergänzt werden die schriftlichen Quellen durch Interviews, die die Autorin mit Bewohner:innen und Angestellten geführt hat. Die Darstellung folgt der Entwicklung grösstenteils chronologisch. Im Zentrum des ersten Teils steht die Gründung des Blindenheims (1898) aus dem Kreis der Basler Gesellschaft des Guten und Gemeinnützigen (GGG) sowie die ersten Jahrzehnte seines Bestehens. Dabei werden die Ausführungen in das pietistisch geprägte Philanthropieverständnis der Basler Eliten und in die Entwicklung der Augenheilkunde eingebettet. Das Blindenheim, das bis in die 1970er-Jahre von einem Hauselternpaar geführt wurde, bestand zunächst aus einer Werkstatt für Männer an der Kohlenbergstrasse. 1904 kamen eine Werkstatt und ein Wohnheim für Frauen mit Sehbehinderungen hinzu. Während die meisten Männer selbständig wohnten und tagsüber in der Werkstatt arbeiteten, bestand offenbar das Bedürfnis, alleinstehenden Frauen auch eine Unterkunft zu bieten. Ab 1931 standen dann auch Männern Zimmer zur Verfügung. Die meisten Beschäftigten traten in das Heim ein, wenn sie ein Einkommen brauchten und anderswo keine Arbeit fan-

den. Die Ausübung klassischer «Blindenberufe» wie Sesselflicken, Bürstenbinden oder Mattenflechten prägte die Arbeit. In der Zwischenkriegszeit kamen Näharbeiten und die Herstellung von Rohrmöbeln hinzu. Mit der Teilnahme an Gewerbeausstellungen und Messen sowie dem Einsatz von Hausierern versuchte man den Absatz der Produkte zu fördern.

Der zweite Teil des Buchs beleuchtet den Wandel der Institution unter den veränderten wirtschaftlichen und sozialpolitischen Bedingungen der Nachkriegszeit. Im Zentrum stehen der Aufbau eines rehabilitativen Angebots zur Stärkung der sozialen Teilhabe von Menschen mit Sehbehinderungen in Zusammenarbeit mit der bereits 1932 gegründeten Blindenfürsorge sowie der Neubau von 1976, zu dem auch eine Abteilung für taubblinde Menschen gehörte. Beide Neuaustrichtungen wurden massgeblich durch die 1960 eingeführte Invalidenversicherung gefördert. Zuvor hatte der Kanton Basel-Stadt das Blindenheim lediglich sporadisch mit Beiträgen unterstützt. 1985 wurde das Blindenheim von einer Abteilung der GGG in eine Stiftung umgewandelt.

Der dritte Teil beschäftigt sich schliesslich mit der jüngsten Vergangenheit, wobei der Fokus auf dem Wandel des Angebots zu mehr Selbstbestimmung, dem Ausbau der Alterspflege, betrieblich-organisatorischen Umstrukturierungsmassnahmen und dem Ersatzneubau liegt, der 2024 am bisherigen Standort eingeweiht werden soll. Dabei wurde – und hier schliesst sich der Bogen zum Umschlag des Buches – besonders auf eine Lichtführung geachtet, die Menschen mit Sehbehinderungen die selbständige Orientierung im Gebäude erleichtert.

Ein herausragendes Merkmal des Buches sind die zahlreichen Porträts von Menschen, die in den letzten 125 Jahren im Basler Blindenheim gewohnt und gearbeitet haben. Die biografischen Vignet-

ten, die teils in den Lauftext eingestreut, teils als Kastentexte präsentiert werden, beruhen auf verstreuten Archivunterlagen und den Interviews der Autorin mit heutigen und ehemaligen Bewohner:innen und Mitarbeiter:innen. Sie geben nicht nur differenzierte Einblicke in den Arbeits- und Lebensalltag, sie zeigen auch auf, mit welchen Hindernissen Menschen mit Sehbehinderungen seitens der Gesellschaft bis heute konfrontiert sind. Ein Beispiel dafür ist das phasenweise ange spannte Verhältnis der Selbsthilfeorganisationen, die von Menschen mit Sehbehinderungen selbst getragen werden, zum Blindenheim. Erstere forderten 1915 faire Löhne, während der damalige Heimleiter im Arbeitsangebot vor allem eine «Wohltat» für blinde Menschen sah. Die paternalistische Haltung zeigt sich auch darin, dass Menschen mit Sehbehinderungen lange für eine angemessene Vertretung in den Heimgremien kämpfen mussten. Bemerkenswert ist die Geschichte von Emil Nägelin, der 1913 nach seiner Erblindung nicht ins Blindenheim aufgenommen wurde und daraufhin kurzerhand eine eigene Seifenfabrik gründete, die in den 1930er-Jahren fünfzig Menschen mit Behinderungen Arbeitsplätze mit markt üblichen Löhnen bot. Nägelin hatte bald mit Anfeindungen seitens des Publikums und der Presse zu kämpfen, da er mit seinem Betrieb Gewinn erwirtschaftete – und damit gegen das festgefügte Rollenbild des «fürsorgeabhängigen Behinderten» verstiess. Porträts aus jüngster Zeit zeigen, dass die Verwaltung des Blindenheims immer wieder Menschen mit Sehbehinderungen einstellt, die – trotz entsprechender Qualifikationen – anderorts keine Stelle fanden. Diese und weitere Beispiele liefern wichtige Bausteine zu einer Sozialgeschichte von Menschen mit (Seh-)Behinderungen.

Sabine Braunschweigs Geschichte des Basler Blindenheims kann das Kleid einer

Festschrift nicht ganz abstreifen. An einigen Stellen, insbesondere bezüglich des Wandels der Arbeitsbedingungen und der Entlohnung, hätte man sich analytische Vertiefungen und explizitere Querbezüge gewünscht. Dank vielseitiger Kontextualisierungen und der zahlreichen Porträts gelingt es der Autorin aber, eine lebensnahe Darstellung vorzulegen, deren Nutzen weit über eine reine Institutionengeschichte hinausgeht.

Urs Germann, Bern

**Susanna Burghartz, Madeleine Herren
Seide, Sand, Papier
Ein Basler Sommerpalais und seine globalen Bezüge**
Basel, Christoph Merian, 2021, 240 S., Fr. 34.90

**Noémie Étienne, Claire Brizon, Chonja Lee, Étienne Wismer (Hg.)
Exotic Switzerland?
Looking Outward in the Age of Enlightenment**
Zürich, Diaphanes, 2020, 364 S., Fr. 38.90

Im Januar 2024 prangte ein riesiges Werbeplakat an einer Filiale der Migros-Tochter Delica. Weder Kaffee noch Schokolade, wohl die bekanntesten «Genussprodukte» der Firma, sind auf dem Plakat zu sehen, sondern eine Glacé, mitten im Winter – mit dem Namen «Exotic». Aber warum «exotisch»? Zwei lesenswerte Werke geben uns unterschiedliche Antworten darauf. Zugleich wider spiegeln sie aktuelle Debatten zur Globalgeschichte sowie zur Geschichte der postkolonialen Schweiz. Also: Warum ist diese Glacé «Exotic»?

Der Sammelband *Exotic Switzerland? Looking Outward in the Age of Enlightenment* stellt die Frage anders: Warum wird ein Objekt, ein Kleidungsstück oder sogar

eine Person als «exotisch» wahrgenommen? Zu Beginn stellt Noémie Étienne in der Einleitung klar: Nichts ist exotisch an sich. Es sind vielfältige Prozesse der Repräsentation, Übersetzung und Kommodifizierung, durch die ein Objekt oder eine Person einem geografischen Kontext zugeordnet wird. Noémie Étienne hebt insbesondere die Botanik hervor als ein Feld, in dem exotisierende Zuschreibungen vermehrt verwendet werden, um nichteinheimische Pflanzen zu beschreiben. Und was sind die Zutaten der «Exotic»-Glacé? Mango, Ananas und Passionsfrucht. Die Migros-Glacé zeigt, wie exotisierende Zuschreibungen weiterhin Teil von Alltagskonstellationen sind. Die Fallbeispiele in «Exotic Switzerland» rekonstruieren dagegen die Entstehung solcher Praktiken, die im 18. Jahrhundert zum Wohlstand der städtischen Eliten beigetragen haben.

Der Ausgangspunkt der Monografie *Seide, Sand, Papier. Ein Basler Sommerpalais und seine globalen Bezüge* ist das «Chinazimmer» der Sandgrube, des barocken Sommerhauses der Familie Leisler, welches der Basler Seidenbandfabrikant Achilles Leisler (1723–1784) Mitte des 18. Jahrhunderts bauen liess. Susanna Burghartz und Madeleine Herren rücken die globalen Vernetzungen und Verstrickungen der Sandgrube und deren Bewohner*innen in den Fokus. Der Hauptgegenstand der Studie wird ohne Weiteres als das «exotische» Chinazimmer beschrieben, in dem «exotische» Pflanzen und Vögel zu sehen sind. Dennoch wird der Begriff selbst nicht problematisiert. Es sind wiederum Flora und nun auch Fauna, die mit dem Attribut bezeichnet werden. Diese Selbstverständlichkeit in der Verwendung der Vokabel, die auch in der Glacé-Vermarktung zu erkennen ist, zeigt die Ambivalenz des «Exotischen» in unserer Gegenwart und auch innerhalb der Geschichtswissenschaft. Die abweichen-

den Perspektiven zum Begriff «Exotik» sind auf die theoretischen Überlegungen, die diesen zwei Publikationen zugrunde liegen, zurückzuführen.

Seide, Sand, Papier ist in sechs Kapitel aufgegliedert, die den Wandel der Sandgrube chronologisch behandeln und dabei unterschiedliche thematische Fragestellungen und Schwerpunkte aufarbeiten. Im ersten Kapitel leiten die Autorinnen in den mikroglobalgeschichtlichen Ansatz der Untersuchung ein. Sie beschreiben, wie eine Globalgeschichte der Sandgrube transkulturelle Zusammenhänge materieller Kultur eröffnet sowie auch die überregionalen Netzwerke der Besitzerfamilien offenlegt. Das folgende Kapitel erzählt die Geschichte der aus Deutschland stammenden Familie Leisler, die sich am Ende des 17. und im 18. Jahrhundert erfolgreich in die Basler Elite integrierte. Der Bau der Sandgrube und deren Ausstattung wird als Zeichen des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Aufstieges der Familie gedeutet. Das nachfolgende Kapitel behandelt diesen Sachverhalt im Kontext der wirtschaftlichen Transformation der Stadt Basel und der Bedeutung der Seidenband- und Indienneindustrie, in welcher die Familie Leisler geschäftlich tätig war. Darauffolgend rückt das «Chinazimmer» wieder in den Mittelpunkt. Das vierte Kapitel erläutert anhand chinesischer Tapeten die Verbreitung von globalen Konsumgütern in der Basler Elite. Im fünften Kapitel gehen die Autorinnen am Beispiel der Basler Museen und Unternehmen des 19. Jahrhunderts weiter auf die Entwicklung der Begeisterung für Asien ein. Schliesslich dokumentieren sie die Wende der Sandgrube vom privaten Landsitz zum öffentlichen Raum Anfang des 20. Jahrhunderts und damit ihren Wandel zu einem kulturellen Erbe Basels.

Der Sammelband *Exotic Switzerland?* sowie die dazugehörige Ausstellung im Palais de Rumine (Lausanne, 2020–

2021) sind das Ergebnis eines SNF-Forschungsprojekts, das in den Jahren 2016 bis 2021 an der Universität Bern durchgeführt wurde. Dessen Ziel war es, die mannigfaltigen Prozesse und Medien, aus denen «das Exotische» entsteht, zu analysieren. Die Herausgeber*innen verstehen die Schweiz nicht als geschlossene Einheit, sondern als ein in unterschiedlichen globalen Netzwerken verflochtes Gebilde. Diese globale Vernetzung wird in verschiedenen Objekten, Materialien sowie in den mit ihnen verbundenen Praktiken sichtbar. Dabei steht die materielle Kultur im Zentrum. Nach der Einleitung ist das Buch in drei Teile gegliedert. Jeder Abschnitt beinhaltet Aufsätze sowie kurze objektbiografische Essays. Im Teil «Entangled Materiality» wird die Zirkulation von Werten und Vorstellungen durch materielle Kultur analysiert. Die Essays im nachfolgenden Abschnitt zu «Othering Knowledge» behandeln die Rolle der Epistemologie, des Wissens sowie der entstehenden Wissenschaften in der Aufrechterhaltung kolonialer Hierarchien. Schliesslich analysieren die Beiträge im Teil «Made in Switzerland» konkrete globale Verflechtungen der Schweiz während der Aufklärung.

Das gemeinsame Anliegen beider Publikationen ist, materielle Kultur globalhistorisch zu analysieren – einerseits Museumsartefakte, andererseits einen Sommerpalast. Beide verstehen die materielle Repräsentation durch Besitz von Immobilien und Objekten als einen Prozess der sozialen Distinktion sowie Identitätsbildung. In diesem Zusammenhang verstärkt die globale Dimension der Objekte und Artefakte ihre soziale Rolle. Die Studie über die Sandgrube betont die grosse Bedeutung von Hybridität, die weitere transkulturelle künstlerische Prozesse stiftete. Dazu erläutert Étienne im Sammelband *Exotic Switzerland?*, wie Objekte, die in unterschiedlichen Zeiten und

Räumen zirkulieren, nur als Fragmente zu verstehen seien. Sie argumentiert für die Prozesshaftigkeit der Bedeutungen, die diese Objekte in sich tragen. Die chinesischen Tapeten der Sandgrube können ebenso in der Opposition zwischen Herstellung und Konsum verstanden werden. Darin sehen Burghartz und Herren den Kern von Transkulturalität.

In der Auseinandersetzung mit der materiellen Kultur als Bildträger zeigt sich aber dennoch ein grundlegender Unterschied zwischen beiden Publikationen. Étienne unterstreicht, dass die medialen sowie semantischen Prozesse und Praktiken in Hinblick auf asymmetrische Machtkonstellationen zu verstehen sind. Die Objekte vermitteln Stereotype und untermauern Hierarchien. In ihrem Nachwort zum Sammelband betont Alban Bensa, dass Objekte Machtssymptome sind. Entsprechend ist auch Exotik nie unilateral; es ist immer eine einseitige Machtausübung. Dieser «Kolonialität der Macht», wie es Putschert im gleichen Sammelband nennt, wird in der Studie zur Sandgrube wenig Beachtung geschenkt. Burghartz und Herren unterziehen materielle Kultur einer globalhistorischen Analyse, aber ohne postkoloniale Problematisierung. Die Autorinnen sind sich des «wachsenden Interesses an der postkolonialen Forschungsliteratur» bewusst, allerdings verbinden sie den postkolonialen Ansatz nur mit einem Sichtbarmachen der «dunklen Seiten globaler Vernetzung» (170). Während das lückenhafte Quellenmaterial bei der Frage nach der Herkunft der Tapisserie methodologische Anregungen liefere, gebe eine ähnliche Quellenlage für die Frage nach der Rolle des Sklavenhandels nur «Anzeichen». Das «exotische» Chinazimmer belege die globalen Verflechtungen der Sandgrube, ihrer Bewohner*innen und der Stadt Basel. Aber welche Machtkonstellationen werden damit aufrechterhalten? Welche Weltvorstellungen werden repro-

duziert? Die fehlende Reflexion dieser postkolonialen, theoretischen Fragen wird im konkreten Gebrauch des Wortes «exotisch» erkennbar.

Diese Kritik an *Seide, Sand, Papier* soll nicht darüber hinweg täuschen, dass die Publikation ein eindrucksvolles Beispiel eines mikroglobalgeschichtlichen Ansatzes darstellt. Konsumgüter stehen im Vordergrund. Davon ausgehend beleuchtet die Monografie die globalen Dynamiken und Verflechtungszusammenhänge, welche die Entwicklung von Basel zur Drehscheibe des globalen Marktes ermöglichten. Sie vermittelt anhand der Familie Leisler aufschlussreiche Erkenntnisse zur Globalgeschichte des Kapitalismus. Basel wurde zu einem «Knotenpunkt im Netz der zunehmend global agierenden protestantischen Internationale» (18). In diesem Zusammenhang zeigen die Autorinnen die globale Verdichtung der protestantischen Internationalen und deren Beziehungspraktiken auf, die es ermöglichen, Machtkonstellationen miteinander zu verbinden. Sie beschreiben, wie die globale ökonomische Orientierung der Unternehmen mit sozialer Distinktion einherging. Der Luxuskonsum im 18. Jahrhundert war durch seine globale Dimension charakterisiert. Konsum, Kapitalismus und Industrialisierung gingen Hand in Hand. Darin liegt die Stärke der Arbeit. Sie stellt die transkulturellen Interaktionen dar, die aus der Zunahme der globalen Verstrickungen entstehen. Das «Chinazimmer» und seine Tapeten werden so «ein transkulturelles Ensemble». Die Autorinnen schreiben an diesem Beispiel die Verflechtungsgeschichten fort – nun im Zusammenhang mit den kulturellen Andeutungsprozessen der globalen Objekte –, die sich zwischen Produktion, Konsum und Zirkulation bewegen.

Daran knüpfen die globalgeschichtlichen Grundlagen von *Exotic Switzerland?* gewissermassen an. Auch die Autor*innen

dieser Publikation verstehen die Austauschprozesse als transkulturelle Interaktionen. Sie analysieren sie aber im Rahmen der westlichen Hegemonie. In beiden Publikationen geht es um eine Verflechtungsgeschichte der Moderne. Der Sammelband betrachtet diese aber dezidiert im Kontext von Machtasymmetrien. Zu den Objekten, deren Sammlung und Aufbewahrung werden folgende Fragen gestellt: Unter welchen Bedingungen wurden die Objekte hergestellt? Wer wählte sie aus und bewahrte sie auf? Welche Machtverhältnisse werden dabei aufrechterhalten? Chonja Lee zeigt beispielsweise, wie der kommerzielle Erfolg der Schweizer Chintz-Produktion mit dem transatlantischen kolonialen Handel zusammenhängt. Die Essays zur Chintz- und Indienne-Produktion im Sammelband belegen zugleich hybride künstlerische Formationen im Schweizer Kontext. Mehrere Beiträge bestätigen und ergänzen die Ergebnisse der Studie zur Sandgrube. Sie legen bei ihrer relationalen Perspektive aber den Schwerpunkt auf den entscheidenden Einfluss, den die Interaktionen zwischen der Schweiz und der Welt für die Herausbildung der modernen Schweiz hatten. Bernhard Schärs Beitrag verdeutlicht diese Zusammenhänge in seiner Analyse des Schweizer Exzessionalismus mit Blick auf die Vorstellung, dass die Schweiz keine Rolle im europäischen Kolonialismus gespielt habe. Er zeigt, wie die Einbindung von Schweizer Akteuren in die globale koloniale Wirtschaft eng mit der Entstehung der neutralen Schweiz verbunden ist. Die Schweiz ist ein Produkt der Geschichte des Kolonialismus und der Sklaverei, behauptet Schär. Die Herausgeber*innen sind sich auch der postkolonialen Aufgabe, Vielschichtigkeit sichtbar zu machen, bewusst. Sie verstehen marginalisierte Subjekte bewusst als Teil der Geschichtsschreibung. Gleichzeitig liegt der zentrale Beitrag einiger Essays darin,

die Kolonialität der Schweiz selbst zu betrachten. Die Exotisierung anderer Regionen ist ein wichtiger Bestandteil der Identitätsbildung von Schweizer Eliten, aber darüber hinaus wurden auch lokale Regionen und deren Bevölkerung exotisiert. Simona Boscani Leoni und Ariane Devanthéry veranschaulichen beispielsweise, wie die Alpen und die Hirten auch als fremd konstruiert und entsprechend ausgebeutet wurden. Damit zeigen sie das Potenzial postkolonialer Lektüre nicht nur im Rahmen der kolonialen Differenz zwischen Globalem Norden und Globalem Süden, sondern ebenso in der lokal identitätsstiftenden Entstehung der europäischen Nationalstaaten.

Trotz der theoretischen Differenzen zeigen die Studie zur Sandgrube und mehrere der Essays in *Exotic Switzerland?* hervorragend, wie das Lokale und das Globale miteinander verflochten sind und sich gegenseitig bedingen. Dabei sind die Überlegungen von Angelika Epple zu berücksichtigen (Angelika Epple, «Lokalität und die Dimensionen des Globalen», *Historische Anthropologie* 21/1, 4–25). Sie warnt vor zwei Herausforderungen der Globalgeschichte. Die Globalgeschichte sollte ihre Untersuchungseinheiten einerseits als relational fassen und sie anderseits konturieren, damit Globalgeschichte nicht an Erklärungskraft verliert. Burghartz und Herren stellen beispielhaft translokale Beziehungen der Einwohner*innen des Sommerpalasts Sandgrube in den Vordergrund. Die globale Dimension der Stadt Basel entsteht nicht als reine Reaktion auf Globalisierungsprozesse, sondern durch die sozialen Netzwerke. Die mikrogeschichtliche Analyse ermöglicht die vielfältigen globalen Beziehungen zur Sandgrube zu rekonstruieren und zugleich festzustellen, wie diese Verflechtungen die Sandgrube verändert haben. Im von Étienne, Brizon, Lee und Wismer herausgegebenen Sammelband

ist ein derartiger globalgeschichtlicher Ansatz weniger klar definiert. Nichtsdestotrotz fokussieren einige der Autor*innen tatsächlich vorwiegend auf globale Relationen. Die räumliche Einheit, die Schweiz, bleibt manchmal diffus. Der Fokus auf Objekte ist aber eine mögliche Herangehensweise, in der das Lokale sich de facto materialisiert. Somit zeigt der Sammelband die Verbindungen zwischen dem Lokalen und dem Globalen. Die Essays verdeutlichen Nuancen solcher Beziehungen, die künftig hoffentlich in anderen globalgeschichtlichen Monografien weiter untersucht werden können.

Und die Glacé? Die mikroglobalgeschichtliche Studie *Seide, Sand, Papier* zeigt beispielhaft, wie sich globale Konsumgüter durch wirtschaftliche und soziale Beziehungen innerhalb der Basler Elite etablierten. Die Glacé «Exotic» ist ein Zeugnis des Wandels vom globalen Luxuskonsum zum globalen Massenkonsum. Dazu beleuchtet *Exotic Switzerland?*, dass diese Verflechtungen stets innerhalb der vorhandenen Machtasymmetrien zu verstehen sind. Exotisierende Zuschreibungen sind immer eine Form von Othering, wovon die Migros-Glacé ein zeitgenössisches Beispiel ist. Die Erforschung der globalen und postkolonialen Schweiz ist schliesslich nicht nur ein Forschungsdesiderat der Geschichtswissenschaft, sondern weiterhin essenzieller Bestandteil einer dringenden gesellschaftlichen Debatte für die Gegenwart und Zukunft.

Jose Cáceres Mardones, PHZH

Nathalie Dahn-Singh

Le Pupitre et le scrutin

L'éducation du peuple à la citoyenneté dans les cantons de Vaud et de Fribourg

Neuchâtel, Éditions Alphil-Presses universitaires suisses, 2023, 429 p., Fr. 39.– (ePub/PDF Fr. 25.–)

Cet ouvrage est issu d'une thèse soutenue en 2019 sous la direction de Danièle Toso-Rigo à l'Unil. En s'intéressant au contexte romand du XIX^e siècle (cantons de Vaud et de Fribourg), il permet de rouvrir le dossier de l'éducation à la citoyenneté dans une perspective diachronique. L'autrice interroge les liens entre école et politique dans le contexte de l'instauration du suffrage universel masculin et des réformes scolaires qui lui sont liées (1815–1840 pour Vaud et 1845–1860 pour Fribourg). Le choix de ces deux cantons s'explique par la volonté de comparer la politique des élites libérales vaudoises et radicales fribourgeoises dans deux moments majeurs de la construction de la Suisse contemporaine au XIX^e siècle. Comme indiqué en introduction, 1848 marque la naissance de l'éducation civique comme matière scolaire dans de nombreux cantons (17). L'enquête historienne questionne les archives du contrôle institutionnel de cette éducation civique et politique, Nathalie Dahn-Singh ayant dépouillé les nombreux rapports d'inspection conservés aux Archives de l'État de Fribourg et aux Archives cantonales vaudoises. Ces sources sont mobilisées dans un cadre épistémologique pluriel, «à la croisée de l'histoire de l'éducation et des études en histoire politique sur la citoyenneté» selon une approche «d'histoire socio-culturelle» (35).

Postulant avec raison l'étroite imbrication entre les sphères politique et éducative, le premier chapitre s'intéresse aux discours politiques sur l'éducation civique au début du XIX^e siècle. L'étude de l'investissement

de l'éducation populaire par les mouvements politiques permet de comprendre la place de la politisation entendue comme un processus qui irrigue la société pour développer les compétences civiques du corps social selon les vues des élites libérales et radicales après l'Acte de Médiation (43). L'historienne pose aussi à juste titre la question de la «*fausse évidence*» (63) de la scolarisation de l'éducation civique et élargit ainsi son champ d'investigation à l'éducation populaire. À titre d'exemple, l'analyse des débats autour de l'introduction d'un jury populaire permet de sortir du cadre uniquement scolaire pour traiter de la «société école» telle qu'elle fut rêvée par de nombreux révolutionnaires du XVIII^e siècle. Notons que Nathalie Dahn-Singh identifie les années 1830 comme le moment où l'école est perçue comme le vecteur privilégié de l'éducation civique dans les cantons étudiés.

Le chapitre II traite de philanthropie ce qui permet à l'autrice de faire le lien avec l'éducation populaire en référence aux travaux sur les bibliothèques populaires (96). L'analyse du cas précis de la Société vaudoise d'utilité publique (SVUP) à partir du dépouillement des sources de celle-ci (procès-verbaux de séances) aurait peut-être pu être mise en perspective avec une histoire plus globale des bibliothèques populaires. C'est pour répondre à l'aporie que représente l'inclusion des nouveaux citoyens pour créer une forme de cohésion sociale, ceci sans toutefois émanciper le peuple, que l'ouvrage aborde la question centrale de la morale civique perçue comme «*remède social*» (110). Les pages qui suivent sur la nécessité de contrôler les excès du peuple par le développement d'une morale civique traduisent la contemporanéité de cette réflexion sur la morale comme outil de pacification politique et sociale.

Le livre d'éducation politique est l'objet du troisième chapitre intitulé «Le mar-

ché éditorial de la citoyenneté et ses acteurs» (115–187). Il existe une charnière avec le chapitre IV portant sur le «manuel du citoyen» (189–243) pour comprendre quelle mission politico-éducative les élites romandes du XIX^e siècle ont confiée au livre. Cette analyse enrichit l'histoire de cette «fausse évidence historique» (pour reprendre les termes d'Alain Choppin que cite Nathalie Dahn-Singh) que représente le manuel scolaire. La comparaison avec la situation française pendant la décennie révolutionnaire est frappante lorsque l'historienne s'intéresse plus précisément à l'usage du concours pour susciter l'écriture de tels livres élémentaires d'éducation civique (126). Elle constate d'ailleurs le peu de travaux sur la pratique même du concours alors qu'il y a un véritable projet démocratique de fondation collective de la morale civique. Face à l'échec d'un tel concours, contrairement à ce qui a pu se passer en France sous le Directoire, l'historienne constate le développement d'un marché éditorial propre à l'éducation civique. C'est l'occasion de plonger dans le catalogue de la Bibliothèque populaire de l'éditeur lausannois Benjamin Corbaz et de découvrir sa constitution et notamment les emprunts étrangers puisqu'un tiers seulement du catalogue est constitué de créations vaudoises (176, Fig. 5) en sachant que 81 % des emprunts sont français (178, Fig. 6).

Le Chapitre IV porte sur l'espoir mis dans le livre pour former des citoyens et donc sur sa valeur «d'outil idéologique» (189). L'autrice y analyse les multiples usages du manuel scolaire en général et consacre une sous-partie au genre spécifique du catéchisme politique. Le rejet de cet usage didactique de la forme questions-réponses pour transmettre un message politique est acté dès les années 1830 pour l'éducation civique, même si des ouvrages de vulga-

risation à destination du peuple continuent d'emprunter cette forme jusqu'à la fin du siècle. Intégrant le catéchisme dans une littérature plus vaste d'éducation morale et politique, Nathalie Dahn-Singh procède ensuite à une utile analyse de la morale civique qui est diffusée par ce vecteur. Elle constate que «la matière religieuse se mêle à la matière politique pour composer un fondement moral nouveau, commun, qui passe par la déconfessionnalisation» (227).

Le Chapitre V examine le lien entre «genre et citoyenneté» en s'intéressant plus particulièrement à «l'éducation civique des filles» (245). Il est alors intéressant de constater que l'éducation civique introduite au XIX^e siècle dans les cantons de Vaud et de Fribourg s'adresse indistinctement aux filles et aux garçons. Les manuels et contenus d'enseignement étudiés permettent dès lors de dessiner les contours d'une citoyenneté féminine en construction qui se transmet notamment par les «exempla féminins» (258). Les femmes sont progressivement cantonnées à la sphère domestique, témoignant d'un véritable processus de virilisation de la sphère publique qui se manifeste dans les cantons de Vaud et de Fribourg au cours du premier XIX^e siècle.

Le sixième et dernier chapitre porte sur les pratiques effectives dans les classes (277–344), ce qui est précieux également pour comprendre, par comparaison, les pratiques contemporaines d'éducation à la citoyenneté à l'aune de cette étrangeté. C'est l'occasion de croiser les projets et prescriptions avec les pratiques telles qu'elles peuvent être saisies par le biais des rapports d'inspection notamment, y compris dans le cas d'exemples locaux comme dans la commune vaudoise de Brenles (290–301). L'historienne constate une disparition de l'éducation civique confrontée à l'enjeu plus urgent que représente l'alphabétisation (343). Natha-

lie Dahn-Singh invite dès lors à s'intéresser plus aux pratiques qu'aux politiques scolaires (344) pour questionner l'efficacité des réformes éducatives. Il s'agit d'inventer de nouvelles sources pour ne pas se focaliser sur les prescriptions, mais toucher du doigt les pratiques enseignantes, au moins telles qu'elles sont déclarées par les enseignant·e·s.

En conclusion, l'historienne insiste sur la corrélation entre l'introduction du suffrage universel masculin et le développement de l'éducation civique. Elle pointe notamment la pluralité des formes de citoyennetés, entre émancipation populaire et «intégration des individus dans la communauté nationale» (347). C'est en cela que cette précieuse étude d'histoire peut faire écho aux enjeux contemporains de l'éducation au(x) citoyenneté(s) par l'analyse du lien entre le «pupitre et le scrutin» pour reprendre la belle formule choisie en titre.

Jean-Charles Buttier (Genève)

Eric Häusler
Ökonomisches Scheitern
Solidarische Praktiken in Bern
1750–1900
 Bielefeld, transcript, 2023, 279 S., € 39
 (Open-Access-PDF)

Die Geschichte des Kapitalismus ist eine Geschichte von Entgrenzung und Akkumulation, aufbauend auf und sich vollziehend in immer ausgedehnteren Markt- und Kreditbeziehungen. Nicht immer gelingt es, in diesen ein Auskommen zu finden: Ausgaben können Einkünfte übersteigen oder eine Schuldenlast kann zu hoch werden, um sie in Zins und Tilgung zu bedienen. Für kapitalistische Gesellschaften verknüpfen sich mit solchem ökonomischem Scheitern einerseits moralische Schuldfragen – wertet man es, im Einzelfall oder generell, als unverschuldete Insolvenz oder

betrügerischen Bankrott? Andererseits und eng verknüpft mit der Bewertungsfrage entwickeln kapitalistische Gesellschaften Verfahren, um entsprechende Situationen regelhaft aufzulösen.

Die Forschung zur Geschichte von Insolvenz, Konkurs und Bankrott spiegelt die Vielgestaltigkeit und Wandelbarkeit entsprechender Umgangsweisen, wie Eric Häusler in der vorliegenden Studie betont. Allerdings neige die Forschung zu einer Fokussierung auf Drama, Leid und Finalität des ökonomischen Scheiterns. Häusler möchte im Sinne einer Neubetrachtung («reassembling bankruptcy») einen anderen Ton anschlagen: Er betont etwa den möglichen Übergangscharakter und die Offenheit von Insolvenzverfahren, die nicht zwingend deprimierende, finale Abwicklungsverfahren nach erlittenem Schiffbruch darstellen müssen, sondern Prozesse der Klärung von Unsicherheit und allseitiger (Wieder-)Herstellung von Sicherheit und planbarer Zukunft sein können. In solchen stehe – wie der Untertitel des Buches proklamiert – dann gerade nicht ein wütendes Zerren um die Aufteilung des Bärenfells, sondern ein gemeinschaftliches Bemühen um die Auflösung der Situation im Vordergrund.

Häusler entwickelt diese Sicht in der umfassenden Analyse eines spezifischen Verfahrens, dem (im Buchtitel leider nicht explizit erwähnten) sogenannten Geldstag, wie er in Bern von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zum Inkrafttreten des Schweizer *Bundesgesetzes über Schuld-betreibung und Konkurs* Anfang 1892 zur Anwendung kam. Es handelt sich hierbei um ein Verfahren der Vermögensfeststellung und des Schuldenausgleichs, das heißt um ein Gesamtliquidationsverfahren. Einen Geldstag beantragen konnte eine Schuldner:in oder gegebenenfalls ein Vormund selbst (etwa, um Schuldhaft oder Pfändungsverfahren zuvorzukommen) oder auch die Gläubiger:innen,

wenn eine Schuldner:in unangekündigt die Stadt verliess. Zudem bedurfte es eines Geldtags, wenn ein Erbe ausgeschlagen werden sollte. Dessen Durchführung oblag gerichtlich ernannten Beauftragten, die sämtliche Verbindlichkeiten und Vermögenspositionen der Schuldner:in festzustellen und die Auszahlung der Gläubiger:innen nach ihren Prioritäten zu organisieren hatten. Als Ergebnis des Verfahrens konnte sich durchaus herausstellen, dass das Vermögen die Verbindlichkeiten überstieg. Ein wesentlicher Aspekt des Prozesses war also gerade die Aufklärung der gesamten Kredit- und Schuldbeziehungen, die in der Regel unübersichtlich waren. Oft erwies erst die Probe aufs Exempel, welche Schulden tatsächlich vorgebracht, geltend gemacht und anerkannt wurden und welche nicht. Der Geldtag stellte Schulden buchstäblich fest und schloss über diese Feststellung hinausgehende Forderungen aus. Häusler betrachtet diese Verfahren in unterschiedlichen Perspektiven: Einleitend liefert Kapitel 1 eine erste Einführung, einen Problemaufriss und eine historiografische Reflexion, Kapitel 2 konzeptuiert die Studie im Hinblick auf ihre theoretische Fundierung, die Methodologie und das konkrete Vorgehen. Der Hauptteil der Arbeit widmet sich vier aufeinander verweisenden Problemdimensionen, etwas vage bezeichnet als «Akzeptanz schaffen», «Wert bestimmen», «Zukunft konstruieren» und – als Schlussteil – «Wandel praktizieren». Kapitel 3 stellt das Geldtagsverfahren anhand eines literarisch-fiktiven und eines realen historischen Beispiels noch einmal dicht beschreibend vor, skizziert die zahlenmässige und rechtliche Entwicklung der Berner Geldstage und bezieht sie (in idealtypisierender Weise) auf den Luhmann'schen Verfahrensbegriff. Kapitel 4 fokussiert einerseits auf die Versteigerung als zentrales, Werte bestimmendes und realisierendes Element

des Geldtags. Wiederum erfolgt erst eine Interpretation einer künstlerischen Quelle (Gemälde) und eines realen Falls. Es schliesst sich eine Diskussion von Sozialstrukturdaten zu den Berner Geldtagen an, mit einem merkwürdig allgemeinen Fazit (der Geldtag klärte «Kredit- und Schuldbeziehungen aller Berufsgruppen», 147), ohne hier oder im Weiteren etwa dem Befund der weit überdurchschnittlichen Vergeldstagung von Händler:innen (fast dreimal so viel wie im Mittel aller Berufsgruppen, 143) nachzugehen. Das Kapitel schliesst mit Überlegungen zur «sozialen Einbettung der Akteur*innen» (u. a. 123) und Kommunikation. Kapitel 5 widmet sich den messbaren Resultaten der Geldstage im Hinblick auf die formelle Bilanzierung von Vermögen und Verbindlichkeiten, zeitgenössisch «Kollokation» genannt. Nach einer weiteren dichten Beschreibung folgen vielfältige deskriptive Statistiken und Auflistungen auf Basis einer Stichprobe von 567 der mehreren Tausend Geldtagsrödel. Die Betrachtung zielt insbesondere auf mögliche Veränderungen vom 18. zum 19. Jahrhundert, Häusler scheint hier aber wenig Bemerkenswertes entdecken zu können. Problematisch ist, dass die Auswahl der Stichprobe gänzlich im Dunkeln bleibt: Es werden acht für charakteristisch oder interessant befundene Jahre beziehungsweise Jahresspannen angesetzt und dann jeweils ein gewisser, prozentual je verschiedener Teil aus allen Fällen ausgewählt – aber nach welchen Kriterien geschieht all dies? Die Gedankenführung innerhalb von jedem Unterkapitel ist stringent, die Reihung der Unterkapitel und ihre Bündelung zu Kapiteln etwas weniger – was man angesichts des fehlenden übergeordneten Erzähl- und Argumentationsfadens als Schwäche oder angesichts der Bandbreite und des Facettenreichtums der Perspektiven als Stärke auslegen kann. Durch alle Kapitel hindurch bekennt sich die Studie

zu ihren Tugenden: zur «Faszination des Archivs» (42 ff.), zur «dichten Beschreibung» (57) aus «intensive[r] und detailierte[r] Betrachtung» der Quellen, zum Misstrauen gegen die «Meistererzählung» (37), zum Ideal einer «praxeologischen Konkursgeschichte» (42), die «Bottom-up, ohne theoretisch-konzeptionelle Vorgaben» (14) entwickelt und dann doch mit «einer kritischen Analyse des Kapitalismus» (49) unter Einsatz einiger «Konzepte der Wirtschaftssoziologie» einhergehen soll (49). Praktisch dienen in der Abhandlung mehrfach dichte Beschreibungen eines einzelnen Falls als Anspielstation für verschiedene gesellschaftstheoretische Konzepte, die mal zu einem klareren Blick auf den historischen Gegenstand führen, mal aber auch von diesem weg – wenn etwa anhand des Geldtags «die von Karl Polanyi proklamierte soziale Entbettung der Wirtschaft [...] des 19. Jahrhunderts kritisch hinterfragt» wird (149). Immer wieder gerät die Abhandlung etwas *buzzwordy* und bekenntnishaft. Dass eine ambitionierte Qualifikationsarbeit unter reichlich Bannern und Wimpeln in die Forschungslandschaft einzieht, kann man ihr aber nicht verübeln, wenn sie wie in diesem Fall tatsächlich hinreichend empirisch unterlegt und theoretisch reflektiert argumentiert.

Die Einzelstränge der Argumentation laufen in Kapitel 6 zusammen. Häusler interpretiert den Berner Geldtag als moralische Ökonomie, als regelhaften, solidarischen, sachorientierten Bewältigungsmechanismus von Liquiditäts- und Überschuldungssituationen jenseits der Schuldfrage. Ausgesetzt wurde dieser als erfolgreich und «resilient» charakterisierte Mechanismus nicht, weil er endogen krisenhaft und inakzeptabel wurde, sondern aus äusserem Anlass – dem Inkrafttreten des Bundesgesetzes. Seine positiven Bewertungen des Geldtags setzt Häusler wie eingangs skizziert «dem herrschenden

Narrativ der internationalen Konkursgeschichte» (248) entgegen, das in Überdramatisierung und Skandalisierung im Konkurs «nichts als Elend» erblicke.

Bemerkenswert ist in dieser Hinsicht eines der zahlreichen Schemata zur Verdeutlichung theoretischer Überlegungen: Abbildung 27 (219), eine Vierfeldertafel mit den zwei Spalten «Der Konkurs als katastrophales Ende oder ...» / «... als lösungsorientierter Anfang» und den zwei Zeilen «Ökonomisches Scheitern als individuelles Problem und Ausnahme oder ...» / «als gesellschaftliches Problem und Teil des Alltags». «Der Geldtag» wird wenig überraschend unten rechts (Lösungsorientierung/gesellschaftliches Alltagsproblem) eingeordnet. Die übrigen drei Felder enthalten – nichts.

Was könnten sie enthalten? Befüllen müsste man sie wohl weniger mit anderen Gegenständen als mit anderen Perspektiven auf das historische Geschehen. Aus der Alltäglichkeit, Sachlichkeit und Pragmatik des Verfahrens folgt ja nicht, dass das hierdurch bearbeitete Scheitern für die Betroffenen selbst keine dramatische, problematische, katastrophale Ausnahmefahrung war. Gerade die individuelle biografische Erlebensdimension und die gesellschaftliche Alltagsreaktion auf das öffentliche Verfahren oder Fragen bezüglich Scham und Erniedrigung geraten im Fokus auf die Verfahrensakten nicht in den Blick. Damit sei die Leistung der Studie, mit ihrer Privilegierung einer anderen Perspektive, keineswegs geschmälert. Die propagierte historiografische Normalisierung statt Skandalisierung ökonomischen Scheiterns ist ein überaus wichtiger Schritt, um die Geschichte von Misserfolgen im Kapitalismus über das Mitleiden des Einzelfalls hinaus weiterzuentwickeln, und ebendies gelingt Häusler hier in fundierter, reflektierter und gut lesbarer Weise.

Yi-Tang Lin

**Statistics and the Language
of Global Health**

**Institutions and Experts in China,
Taiwan, and the World, 1917–1960**
Cambridge, Cambridge University Press, 2022, 262 p.,
€ 111.99

The use of statistics is so dominant in the field of global health today that it is hard to imagine a time when this was not the case. In her deeply researched and compelling book *Statistics and the Language of Global Health*, Yi-Tang Lin takes us back to the early twentieth century, illustrating that the relationship between the emerging fields of statistics and of global health was, in fact, a subject of considerable contestation. Moving beyond broad theories of biopower and governmentality, Lin unearths the daily struggles and competing visions that shaped the construction of statistics as a legitimate means of communication between international, national, and local level health programs over the course of the 1910s–1960s.

Chapter 1 of the book sets the context by tracing the emergence of statistical research and practices in the early twentieth century United States. Chapters 2–5 then explore how certain statistical approaches developed in different American or international institutions were translated into practice – or not – by Chinese public health researchers and administrators. Each chapter takes up a different circuit, moving roughly chronologically from the statistical practices forwarded by the John Hopkins School of Public Health and Rockefeller Foundation in the early twentieth century (Chapter 2), to the League of Nation's Health Organization (LNHO) (Chapter 3) and the Milbank Memorial Fund (Chapter 4) in the interwar years, through to the consolidation of statistics at the United Nations Relief and Rehabilitation Administration (UNRRA)

and World Health Organization (WHO) in the immediate post-WWII period (Chapter 5). The last two chapters explore the 1950s–1960s, examining first the links between the WHO and the Republic of China (now located in Taiwan) (Chapter 6), and secondly the turn to Soviet statistical networks in Communist China (Chapter 7). In each chapter, Lin adopts an approach of «playing with levels» (11) to take us from methodological debates among researchers down to conflicts between statistics collectors and the people whose «data» they sought to mine.

One of Lin's central arguments is that beyond the actual information acquired, the use of statistics was valued by its proponents as a language for global health. This argument was sometimes quite explicit. Ludwik Rajchman, the first director of the LNHO, for example, argued that statistics provided an unparalleled tool for international comparison and collaboration, a way of illustrating the essential premise of international health organizations (35). But thinking of statistics as a language also provides a useful metaphor for the book more broadly. Lin illustrates how some statistical methods were essentially vernacularized by Chinese public health workers and statisticians, who adapted international protocols to fit their own needs and capacities. The book is also ripe with translation issues, moments where experts – whether located at the WHO headquarters in Geneva or in rural China – struggled to make the numbers fit within existing models or policy paradigms.

Sometimes, they called for further research to verify the findings; at other times, they simply chose not to use the statistics, reverted back to older statistics, and/or relied on their pre-existing field knowledge to explain the gaps. In addition to a language, then, statistics could serve as «a rhetorical instrument» (183) for justifying policy decisions: one which became increasingly

dominant over time, but never fully replaced qualitative evidence.

Another important point made by the book is that trust in numbers and trust in organizations was symbiotic and mutually reinforcing over the course of the twentieth century. While scholars have long acknowledged the power of statistics to legitimize global health policies and institutions, Lin argues that it also worked the other way: the perceived legitimacy of the institution shaped the perceived legitimacy of the statistics they produced (and the legitimacy of the field of statistics more broadly). This is particularly well-illustrated in discussions of the LNHO's statistical work in the interwar years, deemed more legitimate by several countries than those led by European or American foundations/organizations, in the context of growing decolonization movements. The legitimacy of organizations and projects was also deeply shaped by the individuals who worked there: a network of actors often relatively homogeneous in both origin and training. Indeed, Lin convincingly illustrates the far reach of a handful of key (mostly American) statistical researchers/advocates, as well as the broader elite network created by Rockefeller and Milbank fellowships. Lin traces this story through rigorous research in the archives of these foundations, as well as the League of Nations and United Nations, allowing us a particularly vivid understanding of American/Western-dominated circuits of statistical research. This approach did leave me wondering about the alternative circuits operating in the same period. In Chapter 3, for example, Lin notes that doctors in China were split between those who had received American training versus those who received German or Japanese training (103). Might we see more influence from European/East Asian circuits if we started in China and then traced all of

the circuits moving outwards from that location, rather than moving from the West to China and back? In Chapter 7, we also learn that there was a Marxist-Leninist critique of statistics (deemed «a bourgeois scheme to conceal class inequality», 210) and an alternative model of Soviet statistics operating in the 1950s–1960s. Would American/Western-dominated statistical circuits look less powerful if they were situated more deeply within the larger context of competing global models? In other words, how might this story look differently if we not only played with levels, but also with origin points?

I also couldn't help but be curious about the gender dynamics of this story: might the circuits of statisticians identified here be viewed as an early iteration of the global elite/expert masculinity paradigms described by gender theorists? What do we make of the position of women like «Miss Whitney», described as mere «bookkeepers» by the statisticians (116, 119), or the woman on the cover of the book, studiously plotting figures on a graph?

Lin's book thus opens up several additional lines of inquiry, a reflection of both its intellectual rigor and methodological depth. In addition to researchers in the interdisciplinary field of global health, the book will be of interest to historians studying a range of other themes: the rise of the social sciences, American philanthropy abroad, international organizations, and China in the twentieth century. The book is clearly written and its central argument – that statistics are closely intertwined with the people who produce them – is both thoroughly illustrated and relevant to contemporary global health politics. Statistics, like so many things, are only as good as the people who create them, use them, or abuse them, then and now.

Sonja Matter

Das sexuelle Schutzalter

Gewalt, Begehrten und das Ende der Kindheit

Göttingen, Wallstein, 2022, 408 S., Fr. 49.–

Im Zentrum der Studie von Sonja Matter steht die Frage, wie sexuelle und sexualisierte Gewalt gegen Kinder und Jugendliche «ausgeübt, erfahren und sanktioniert» wurde. (12) Umfangreich behandelt werden ausserdem Deutungen der kindlichen und jugendlichen Sexualität durch Experten und (weniger) Expertinnen. Der gewählte Fokus auf die Zweite Republik Österreich verdankt sich einem glücklichen Fund: Im Landesarchiv Niederösterreich, St. Pölten, sind ungewöhnlicherweise die Strafgerichtsakten für die Nachkriegsjahre fast vollständig aufbewahrt worden. Die Autorin begnügt sich dabei nicht damit, die Akten als beispielhaften Beitrag zur Geschichte der sexuellen/sexualisierten Gewalt in der westlichen Welt der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu analysieren, sondernbettet sie kundig in ihren historischen Kontext ein. Die Studie setzt ein mit Kapiteln zum österreichischen Strafgesetzbuch von 1852 und den nationalen und internationalen Debatten zum Schutzalter seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert. Im anschliessenden dritten Kapitel geht es um das Erbe der nationalsozialistischen und austrofaschistischen Vergangenheit. Mit Blick auf Letztere argumentiert Matter, dass die in den 1950er-Jahren verstärkt zu beobachtende Skandalisierung von sexuellem Kindesmissbrauch auch dazu diente, «andere moralische Fragen aus[zu]blenden, [...] insbesondere die Frage nach der Beteiligung an der Zwangseignung und dem Genozid der europäischen Juden» (103) – eine nicht unplausible, wenn auch letztlich spekulativen These, da sich solche Mechanismen der kollektiven Tiefenpsychologie mit dem gängigen geschichts-

wissenschaftlichen Instrumentarium kaum nachweisen lassen. Gleichwohl ist Matters Darstellung dieser Debatte unter Politikern und Juristen (ganz überwiegend Männer) so präzise wie aufschlussreich. Das Kernstück der Studie ist mit insgesamt 150 Seiten der zweite Teil über die gerichtlichen Aushandlungsprozesse. Matter hat für die Stichjahre 1950, 1960 und 1970 die überlieferten 200 Strafgerichtsfälle untersucht, die die Strafbehörden am Kreisgericht St. Pölten wegen Verletzungen des sexuellen Schutzzalters (§§ 127 und 128 des österreichischen Strafgesetzbuches) anstrengten, wobei es in nicht allen Fällen zu einer Anklage kam. In der ganz überwiegenden Mehrheit der Fälle waren die Opfer weiblich. Die Autorin beschränkt sich nicht auf die Darstellung und Analyse der Fälle, sondern berücksichtigt auch die zeitgenössischen kriminologisch-strafrechtlichen Debatten und erläutert die sich in den Fällen abbildenden Muster und Entwicklungen mit Blick auf den gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Wandel der Zeit.

Die vielschichtige Untersuchung, von der hier nur einige ausgewählte Aspekte Erwähnung finden können, gliedert sich in drei thematische Blöcke. Im ersten werden Fälle analysiert, in denen Verwandte sich an kindlichen beziehungsweise jugendlichen Familienmitgliedern vergingen; in der ganz überwiegenden Mehrheit der Fälle handelte es sich bei den Betroffenen um Mädchen. Auch hier finden sich in den Jahren 1950/60 deutliche Spuren der jüngsten Vergangenheit. So legten Gerichte Kriegsversehrungen der Angeklagten zu deren Gunsten aus, was dazu führen konnte, dass diese milde oder gar nicht bestraft wurden und in ihrer Familie blieben, ohne dass sich Gerichte oder Fürsorgebehörden für die fortwährende Gefahr interessierten, der die Opfer weiterhin ausgesetzt waren. Ein weiterer wichtiger Befund dieses Kapitels ist, dass

sexuelle Gewalt gegen junge Mädchen innerhalb der Familie in den meisten Fällen erst dann vor Gericht verhandelt wurde, wenn Mütter und Ehefrauen sich zur Anzeige entschlossen – trotz der damit verbundenen gesellschaftlichen und finanziellen Kosten.

Das anschliessende Kapitel widmet sich Fällen von Verletzungen des sexuellen Schutzzalters, in die 12- und 13-jährige Mädchen involviert waren. Hatte diese Gruppe im Stichjahr 1950 mit 21 Prozent aller Fälle noch eine Minderheit dargestellt, lag ihr Anteil 20 Jahre später bei ganzen 73 Prozent. Dass diese Verschiebung nicht einem Wandel der Strafverfolgung geschuldet war, sondern einer tatsächlich gewandelten sexuellen Praxis adoleszenter Mädchen, wird unter anderem mit Blick auf zeitgenössische sexualwissenschaftliche Untersuchungen plausibilisiert, die zeigten, dass das Alter, in dem Jugendliche ihren ersten Geschlechtsverkehr hatten, im Untersuchungszeitraum sank. Auch geht aus den Akten hervor, dass im Stichjahr 1970 Staatsanwaltschaften sogar weniger geneigt waren, Fälle einvernehmlicher sexueller Beziehungen vor Gericht zu bringen. Doch was genau bedeutete «Einvernehmlichkeit» aus Sicht der Gerichte, der Angeklagten und der Mädchen? Im Untersuchungszeitraum finden sich 23 Fälle, in denen Minderjährige angaben, sexuellen Kontakten mit sexualmündigen Personen zugestimmt zu haben. Dabei war es für die Gerichte, entgegen der strafrechtswissenschaftlichen Lehrmeinung, nicht unerheblich, ob die Mädchen sexuell erfahren waren oder nicht; vielmehr wurde dies bei der Strafzumessung berücksichtigt – ein «entgegenkommendes» Verhalten galt als strafmildernder Umstand. Matter betont, dass die Verfahren und die teils schweren Strafen teils «massive Verletzungen des Rechts auf Sexualität» (182) darstellten, und zwar sowohl aus Sicht der Angeklag-

ten als auch aus Sicht der Mädchen. Denn Letztere betonten gegenüber den Strafverfolgungsbehörden, dass die Beziehungen einvernehmlich waren und der Geschlechtsverkehr zwar auf Drängen des Mannes beziehungsweise des Jugendlichen erfolgte, aber keine «Notzucht» darstellte. Dennoch bleibt die Frage, ob die Mädchen selbst ihr Recht auf Sexualität verletzt sahen, letztlich offen. Um welche Art von «Einvernehmlichkeit» handelte es sich bei den teils erheblichen Altersunterschieden? Wie erfuhren die Mädchen den Geschlechtsverkehr und wie wichtig war er aus ihrer Sicht für die Beziehung? Hier hätte vielleicht eine ausführlichere (und nicht nur exemplarische) Analyse der in den Akten überlieferten Zeuginnenaussagen Aufschluss geben können. Herausgearbeitet wird aber, dass die Mädchen ihre Gefühle in weniger starken Worten beschrieben als die Angeklagten und dass sie über wenig oder kein Wissen über Fortpflanzung und Verhütungsmittel verfügten. Ebenfalls untersucht werden in diesem Teil 28 Fälle, in denen 12- und 13-jährige Mädchen physische und sexuelle Gewalt erlebten. Auch hier findet sich eine bemerkenswerte Diskrepanz zwischen der strafrechtlichen Lehre und der Praxis der Gerichte: Denn die betroffenen Mädchen mussten darlegen, dass sie sich gewehrt hatten, obwohl dies laut Gesetz irrelevant war. Sogar bei besonders brutalen und für das Opfer demütigenden Gruppenvergewaltigungen interessierten Gerichte sich für den Leumund des Opfers und bewerteten dessen vermeintliche «Verdorbenheit» als strafmildernd. Die exzessive Gewalt durch die Täter hingegen wurde in keinem der untersuchten Fälle als strafverschärfend bewertet. Insgesamt, dies zeigt Matter eindrücklich, entwickelten die Untersuchungsbehörden und Gerichte kein Verständnis für die sexuelle Übergangsphase, in der sich adoleszente Mädchen befanden.

Wie das anschliessende letzte Kapitel des zweiten Teils zeigt, unterschieden Gerichte nicht nur bei adoleszenten Mädchen zwischen unterschiedlichen Graden an Schutzwürdigkeit – auch Kindern wurde mitunter unterstellt, «verdorben» und somit für die Tat mitverantwortlich zu sein. Gegenüber Untersuchungsbehörden sprachen diese zwar von «Ekel» und «Angst», die Gerichte aber verzichteten darauf, aus den Aussagen der Kinder Schlüsse über die Motivation und Veranlagung des Täters zu ziehen. Dies war aber nicht darauf zurückzuführen, dass sie die in den 1960er-Jahren unter Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen prominent werdende Deutung rezipierten, derzu folge «gewaltfreie» sexuelle Kontakte zwischen Erwachsenen und Kindern meist keine negativen Folgen für die Kinder nach sich zögen. Die Nichtbeachtung der kindlichen Erfahrung war insgesamt die Norm, konnte viele Formen annehmen und unterschiedlich motiviert sein. Der dritte Teil des Buches schliesslich untersucht die Politisierung der Pädosexualität zwischen 1950 und 1990. Die eben erwähnten Befunde bezüglich des sexualwissenschaftlichen Diskurses in den 1960er-Jahren bestätigen teilweise bisherige Forschungsergebnisse etwa von Franz Walter (2015) und zuletzt Moritz Liebeknecht (2021), die aber um wichtigen Kontext ergänzt werden: denn fallbasiertes Wissen über Spätfolgen existierte durchaus, dies war aber in Vergessenheit geraten oder wurde schlicht ignoriert. Die Studie schliesst mit einem Ausblick auf den Kampf gegen sexuelle Gewalt gegen Frauen und Mädchen durch die autonome Frauenbewegung seit den 1980er-Jahren. Sonja Matters dichte und vielschichtige Studie stellt einen wichtigen Beitrag zur Strafrechtsgeschichte, zur Geschichte der sexuellen und sexualisierten Gewalt und zur (Wissens-)Geschichte der Sexualität dar. Dabei ist sie, und dies ist angesichts

der herausfordernden Materie keine Selbstverständlichkeit, in einer so klaren wie nüchternen Sprache geschrieben, die gleichzeitig von Respekt und Sensibilität gegenüber den Betroffenen zeugt. Dem Buch sind zahlreiche Leser:innen zu wünschen.

Catherine Davies (Zürich)

Sarah Rindlisbacher Thomi
Botschafter des Protestantismus
 Aussenpolitisches Handeln
 von Zürcher Stadtgeistlichen
 im 17. Jahrhundert
 Göttingen, Wallstein, 2022, 591 S., € 59.90

Diplomatiegeschichte boomt. Das liegt vor allem daran, dass sie nicht länger als Geschichte eines quasimechanischen Interagierens mehr oder weniger abstrakter Subjekte wie Staaten, Imperien oder Fürsten verstanden wird, sondern, informiert durch die diversen kulturge- schichtlichen und praxeologischen *turns* der letzten Jahrzehnte, vollkommen neu konzeptualisiert wird. Damit einher geht eine Verschiebung des Forschungsinter- esses der New Diplomatic History von den machtpolitischen Inhalten und Zwecken diplomatischen Agierens hin zu den konkreten Akteur*innen und Prak- tiken diplomatischen Verhaltens. In der Einleitung zum Handbuch *Early Mo- dern European Diplomacy* von Doro- thee Goetze und Lena Oetzel rangiert die Frage nach dem Gegenstand der Diplo- matie («What?») bezeichnenderweise erst an dritter Stelle nach dem «Who?» und dem «How?» (Goetze, Oetzel, *Early Mo- dern European Diplomacy. A Handbook*, 2023, 14 f.). Damit wird zum vorrangigen Gegenstand historischen Interesses, wer eigentlich als diplomatische*r Akteur*in gelten kann und was eigentlich eine diplo- matische Praxis ist. Einzig, dass so etwas

wie Diplomatie geschieht, scheint klar zu sein. Oder wirklich? Wenn Diplomat*in- nen, wie André Krischer und Hillard von Thiessen definieren, «engaged» sind «in the relations of different political entities» (Krischer, Thiessen, «Diplomacy in a glo- bal early modernity», *International His- tory Review* 41, 2019, 1102), dann bleibt die Frage zunächst noch offen, was für Beziehungen zwischen politischen Entitä- ten eigentlich als spezifisch diplomatisch gelten können.

Der eidgenössische Ort Zürich ist im 17. Jahrhundert ein Paradebeispiel für einen solchen im Entstehen begriffenen diplomatischen Player, der sowohl die Ge- genstände, Leitlinien, Akteur*innen als auch Praktiken seiner Aussenbeziehungen neu bestimmen musste, nachdem er nach der verheerenden Niederlage bei Kappel 1531 für mehrere Generationen jegliche Bündnispolitik ausserhalb des Corpus Helveticum verweigert hatte.

Sarah Rindlisbacher Thomi analysiert in ihrem umfangreichen, ehrfurchtgebietend quellengesättigten und flüssig geschrie- benen Buch die Rolle der Stadtgeistli- chen und insbesondere der Antistites, also der Vorsteher der Zürcher Kirche, bei der Herausbildung einer aussenpolitischen Agency Zürichs zwischen dem Bündnis- projekt mit Baden-Durlach 1612/18 und dem Pfälzischen Erbfolgekrieg 1688– 1697. Die Autorin nimmt dabei insge- samt sechs Personen kollektivbiogra- fisch unter die Lupe und attestiert dieser Gruppe über das ganze Jahrhundert hin- weg «eine relativ hohe Homogenität» (123), was ihre Bildungsbiografien und ihre religionspolitischen Positionen be- trifft. Alle Protagonisten verfügten über ein weit ausgreifendes intellektuelles Netzwerk, das vor allem in die reformier- ten Bildungszentren Niederlande und Kurpfalz reichte, und positionierten sich klar sowohl gegen den römischen Katho- lizismus als auch gegen jegliche theolo-

gischen Innovationen, die gegen ihr Verständnis von orthodoxem reformiertem Protestantismus verstießen. Rindlisbacher Thomi argumentiert überzeugend, dass Zürich vor allem über seine Geistlichen Teil jener calvinistischen Internationale war, die das «iron century» aussen- und konfessionspolitisch prägte.

Ihre internationalen Bildungsbiografien und Kontakte qualifizierten die Geistlichen für den eidgenössischen Ort Zürich als «informelle Akteure der Außenbeziehungen» (326) sowohl im Austausch mit ausländischen Gesandten als auch auf dem Feld der «inneren Aussenpolitik» des Corpus Helveticum. Sie dienten als Kontakt Personen und Anlaufstellen für ausländische Gesandte, überbrachten Nachrichten, stellten ihre Netzwerke in den Dienst des Stadtstaates und fungierten selbst als aussenpolitische Berater der Zürcher Ratsbrigade. Dabei verfügten sie zwar nicht über eigene politische Entscheidungskompetenz, sondern konnten allenfalls über das Institut der seit der Mitte des 16. Jahrhunderts institutionalisierten «Fürträge» vor dem Rat oder über ihre Predigtätigkeit Einfluss auf die politischen Handlungen des Rates nehmen. Gerade die «Fürträge» erweisen sich für Rindlisbacher Thomi als eine ausgesprochen reiche Quelle zur Rekonstruktion des aussen- und konfessionspolitischen Mindsets der Zürcher Geistlichen. In einem der interessantesten Kapitel ihres Buches arbeitet die Autorin heraus, dass sich im Laufe des 17. Jahrhunderts eine relativ stabile und allenfalls «feine[n] Konjunkturen» (397) unterworfene politische Agenda der informellen Diplomaten herausbildete, die vor allem auf eine beständige Kritik der französischen Soldverträge und auf eine besondere Sorge um das Schicksal der reformierten Konfessionsverwandten sowohl im Ausland (etwa in den Niederlanden) als auch in der Eidgenossenschaft selbst (vor allem in der

Ostschweiz und den Gemeinen Herrschaf-ten) ausgerichtet war. Um diese Agenda zu verfolgen, nutzten die Geistlichen eine theologisch grundierte politische Sprache, die Rindlisbacher Thomi subtil analysiert. Der konfessionsinternen, aber durchaus internationalen Kohäsionsbildung diente ein Narrativ der «Gemeinschaft der Heiligen», mit dem konfessionelle Solidarität mit politisch und militärisch bedrängten Religionsgenossen mobilisiert und durch den Rekurs auf die Selbstwahrnehmung als «Mutterkirche» der Reformierten in Europa legitimiert werden konnte. Dem entsprach auf der einen Seite ein teils aggressiver Antikatholizismus, der vor allem gegen eine allzu enge Bündnispolitik mit Frankreich in Stellung gebracht wurde, und andererseits eine Politik der «inner-protestantischen Irenik» (422), die dazu dienen konnte, die relative politische und geografische Isolation der reformierten Territorien zu überbrücken.

Warum aber konnten die Geistlichen überhaupt so stark aussenpolitisch aktiv werden? Nach Rindlisbacher Thomi hängt das mit der im internationalen Vergleich sehr schwachen Formalisierung der Zürcher Aussenbeziehungen zusammen. Die informelle Diplomatie der Pfarrer ergänzte und substituierte teils sogar eine formelle Aussenpolitik der Ratsbrigade. Dass diese aber so schwach ausgebildet war, lag gemäss der Autorin vor allem an einer ausgeprägten «republikanische[n] Scheu vor der Korruption» (533) seitens des Rates, die den Ratsmitgliedern all jene Formen des «Praktizierens», also der Patronage, der Geschenkökonomie oder der ostentativen Grosszügigkeit, verbot, die das zeitgenössische Repertoire der diplomatischen Praktiken vor allem im Kontext von höfischen Kulturen kennzeichneten. Diese Form der aussenpolitischen Selbstbeschränkung eröffnete den bestens vernetzten und über die nötigen Sprachkenntnisse verfügenden Geistlichen grosse

Spielräume als Vertreter Zürichs auf der internationalen Bühne. Dabei agierten sie keinesfalls immer nur als reine Sprachrohre ihrer Herren, sondern prägten aktiv, wenngleich oft indirekt die politische Strategie des Stadtstaates mit. Sarah Rindlisbacher Thomi gelingt es in ihrem Buch, die Praktiken, die ideologischen Fundamente und die politischen Rahmungen dieser informellen Aussenpolitik systematisch, überaus detailliert und mit grosser Quellendichte deutlich zu machen. Von einem Ideal des Nicht-Involviertseins, das die Forschung dem protestantischen Teil der Eidgenossenschaft zugeschrieben hat, kann nach der Lektüre ihres Buches nicht mehr gesprochen werden. Im Gegenteil: Zürichs Pfarrer wirkten als überaus aktive Botschafter des Protestantismus – in der Eidgenossenschaft ebenso wie in Europa.

Jan-Friedrich Missfelder (Basel)